

Sommerfäden.

Novelle von **E. Merk.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Frau Hauberg machte die herbe Art ihrer Tochter große Sorge. Das Mädchen durfte selbstbewußt auftreten; ja gewiß. Aber Gina zeigte nach der Ansicht der Mutter ihren Stolz immer an unrechter Stelle. Mit allen einfachen Menschen, selbst mit den schlichten Bauersleuten plauderte sie freundlich und liebenswürdig, als wären sie Ihresgleichen. Sie kannte kein Standesbewußtsein und keinen Bildungshochmuth, den Adele doch sehr berechtigt gefunden hätte. Aber sobald es sich darum handelte, einer höher stehenden Persönlichkeit den Hof zu machen, sich durch besondere Aufmerksamkeiten den Eintritt in vornehme Kreise zu verschaffen, war auf Gina nicht zu rechnen. Gerade dann, wenn die Mutter bescheidenes Entgegenkommen, einschmeichelndes Benehmen am Platze gefunden hätte, trug das Mädchen den Kopf am höchsten, zog sich entweder ganz zurück oder zeigte sich schroff und ablehnend.

Da waren zum Beispiel ihre Nachbarn, die Familie des Geheimraths v. Drey. Diese gehörte zu den angesehensten Familien Münchens. Die Frau vom Hause war die Tochter eines namhaften Gelehrten, der Vater des Geheimraths hatte unter König Ludwig I. eine bevorzugte Stellung eingenommen, und dem Sohne war die Gunst des gegenwärtigen Regenten stets treu geblieben. Die vornehmsten Persönlichkeiten verkehrten in dem gastfreundlichen Hause; es galt für ein werthvolles Zeugniß gesellschaftlicher Unantastbarkeit, in diesen geselligen Kreis hereingezogen zu werden. Adele ließ es denn auch an keiner Zuvorkommenheit gegen die Nachbarn fehlen. Um jeden Preis wollte sie durch die sommerliche Annäherung vertraulichere Beziehungen anbahnen, die ihrem Ehrgeiz entsprachen und auch für Gina nur vortheilhaft sein konnten.

Frau v. Drey war eine zu gebildete und gewandte Dame, um die Freundlichkeit, die ihr von Adele erwiesen wurde, nicht mit tadelloser Höflichkeit zu erwiedern. Aber die feinfühlige Gina hatte doch die Empfindung, als läge ein gutes Theil Herablassung in dem liebenswürdigen Lächeln, in dem gütigen Verhalten der Dame, als demüthige sich ihre Mutter vor diesen fremden Menschen, die in ihrem vornehmen Dünkel die Tochter der kleinen Geschäftsleute doch nicht für voll

Purpurhuhn, von einem grünfüßigen Teichhuhn beim Nestraub überrascht. (S. 323)

gelten ließen. Das genügte, um die stolze, leicht verletzbare Seele des Mädchens zu empören und sie in eine trotzige Zurückhaltung hineinzuzwingen.

— — — — — — — — — —

„Es ist unverantwortlich, daß Du nicht mitgekommen bist, Gina!“ sagte Adele, als sie des Mittags in ihrem elegantesten Anzuge von ihrem Besuche bei Dreys zurückkehrte, während die Tochter noch in ihrem weißen Hauskleide auf der Veranda saß und sich der wonnigen Ruhe freute. „Frau Geheimrath war wieder außerordentlich freundlich. Sie hat sich auch nach Deinem Befinden erkundigt.“

„Sehr gütig,“ erwiederte Gina mit einer kleinen spöttischen Verbeugung. „Darauf fing sie natürlich sofort an, von ihren Söhnen zu sprechen und deren Vortrefflichkeit zu preisen. Ich kenne das. Man sitzt dann immer ganz verlegen da. Widerspruch wäre natürlich unhöflich; bei lebhafter Zustimmung aber dächte sie zweifelsohne, man sei in eines dieser Musterexemplare verliebt.“

„Unsinn, Gina. Wie kommst Du auf solche Gedanken?“

„Aber ich bitte Dich, Mama: Mütter mit Söhnen sehen ja doch in jedem Mädchen eine Feindin, die ihnen ihr Kleinod rauben möchte. Sie bilden sich immer so etwas ein. Unsere verehrte Nachbarin obendrein ist ja ganz vernarrt in ihre Jungens.“

„Jungens!“ tadelte die Mutter. „Es klingt wirklich komisch, wenn Du sie so nennst. Besonders den einen, den Hans, diesen großen, bärtigen Menschen. Von ihm war übrigens diesmal nicht die Rede, denn er war anwesend, eben zurückgekehrt von der großen Reise nach Italien und Spanien. Er sieht sehr gebräunt, eigentlich verschönt aus. Seine Laune scheint noch immer vortrefflich zu sein. Uebrigens hat er mir höfliche Empfehlungen an Dich mitgegeben.“

Eine leichte Röthe war in die Wangen des Mädchens gestiegen und hatte sich immer weiter verbreitet und immer mehr vertieft.

Wie um ihre Verwirrung zu verbergen, sprang Gina hastig auf, stieg von der Veranda in den Garten hinab, tändelte mit einer Fliederblüthe und rief, während sie den Duft einsog, möglichst frei und herb: „So, also der „Familienstolz“ ist wieder da! Nun, dann bin ich doppelt froh, daß ich Dich nicht begleitet habe. Er hätte sicher geglaubt, mich habe die Neugier, ihn zu sehen, in's Haus getrieben. Ich kann solche Männer nicht leiden, die vom Glück und von den Frauen verwöhnt werden wie er.“

„Das klingt wahrhaftig, als wärst Du neidisch auf ihn.“

„O, das bin ich auch, Mutter! Neidisch auf jeden Mann, der sich in der Welt herumtummeln, der etwas leisten darf! Wenn ich ein Mann geworden wäre, dann hätte ich auch was zu Stande gebracht, das weiß ich. Es gibt gar nichts Alberneres als so eine moderne Mädchenexistenz!“

Eine plötzliche Leidenschaftlichkeit war in ihr erwacht. Es schimmerte heiß in ihren Augen. Irgend ein empfindlicher Nerv schien durch den geringfügigen Anlaß berührt worden zu sein und nun zu zittern und zu schmerzen. Die Mutter hörte aus den Worten des Mädchens nur die oft bekämpfte Gereiztheit gegen die Nachbarn heraus und schwieg ärgerlich.

Gina aber lief hinunter an das Ufer, ließ sich die kühle Wasserluft in das heiße Gesicht wehen und schaute mit düsteren Augen hinaus auf die wild heranstürmenden Wellen.

Die Nachricht, daß Hans Drey zurück sei, hatte ihr die köstliche Ruhe zerstört, in der sie noch diesen Morgen verlebt. Sie hatte vor der Mutter nicht geheuchelt, wenn sie eine gewisse Feindseligkeit gegen ihn verrieth. Wenn sie an Hans dachte, so stieg ihr stets eine heiße Empörung auf über den Unterschied zwischen ihrem stillen Mädchendasein und seiner flotten Männerfreiheit. Weil er ein Mann war, hatte er nicht blos das Recht zu arbeiten, zu schaffen, sich einen Namen zu erringen; er hatte nicht blos seine schöne Stellung als Architekt, seine Aufträge und Erfolge; er durfte auch noch nebenher sein Leben in vollen Zügen genießen, seinem Temperament die Zügel schießen lassen, und wurde dennoch geachtet und gepriesen als ein ganz vortrefflicher Mensch. Sie hatte oftmals erzählen und flüstern hören von seinem leichten Sinn, von seinen verschiedenartigen Abenteuern, von der Frauengunst, die ihm zu Theil wurde; und gerade weil sie keinen Einblick in sein Treiben hatte, überhaupt das Leben nur aus Romanen kannte, war die Vorstellung, die sie sich von ihm machte, immer mehr zusammengeflossen mit dem Bilde der frohlaunigen kecken Genußmenschen, von denen sie las. Eine Mädchenphantasie sucht sich unwillkürlich ein Objekt aus der Nähe, und für ein junges weibliches Gemüth besitzt ein flotter Lebemann immer einen merkwürdigen Nimbus.

Das hatte sie ihrer Mutter freilich nicht eingestanden, wie viel sich ihre Gedanken allsommerlich mit diesem Manne beschäftigten. Während sie in das blaue, jetzt wildbewegte Wasser hinausblickte, drückte sie plötzlich, in heftiger Ungeduld, die Hände an die Schläfen und murmelte in Abwehr gegen die eigenen Gedanken: „Was geht er mich denn an? Was geht er mich an?“

Doch als sie später auf dem See das große Segel flattern sah, den Hamburger Kutter erkannte, der sich so lange nicht mehr auf dem Wasser geschaukelt hatte, da schlich sie doch an das Fernrohr und betrachtete den Mann, der das Steuer in Händen hielt.

Ja, er war männlicher geworden. Die etwas unregelmäßigen Züge stimmten nun besser zusammen. Der große dunkle Vollbart ließ die gebogene Nase weniger groß erscheinen und verbarg die zu starken Lippen. Er sah wirklich gut aus in dem weißen Flanellanzug und der weißen Mütze auf dem braunen Kopf.

Während sie heimlich jeder seiner Bewegungen folgte, ihm förmlich die Freude, wieder hier im frischen Wind herumzukreuzen, von den Augen ablas, da grüßte sie ihn herzlich und froh wie einen lang entbehrten Freund. Aber dann drückte sie rasch den Deckel auf das scharfe Glas. Nun war er wieder weit, weit, von ihr weg, ein kleiner Punkt in dem wogenden Blau. Das war die Wirklichkeit — so mußte es sein.

2.

Am darauffolgenden Sonntage machte Hans v. Drey mit seinem Bruder Oskar, einem schlanken, blonden Leutnant, Besuch bei Haubergs. Adele überhäufte die beiden Herren mit Schmeicheleien und Artigkeiten, und Gina bemühte sich, die Liebenswürdigkeit ihrer Mutter durch ihren kühlen Ton auszugleichen.

Der junge Offizier schien davon unangenehm berührt zu sein und drehte übellaunig an seinem Schnurrbart. Hans dagegen nahm jedes spitze Wort lustig auf und gab es gewandt zurück. Gina konnte nicht umhin, sein liebenswürdiges Wesen zu bewundern, das so angenehm abstach gegen das steife Selbstbewußtsein seines Bruders. Aber sie ärgerte sich doch, daß Hans sie so gar nicht ernst nahm, sich gar nicht aus seinem vergnügten Gleichmuth bringen ließ.

Ein paar Tage darauf kam zu Gina's lebhafter Ueberraschung eine Einladung an sie zu einem Mittagessen im Nachbarhause. Am liebsten hätte sie irgend eine Ausflucht gesucht, aber sie konnte ihrer Mutter, welche diese Aufforderung als eine besondere Auszeichnung betrachtete, doch nicht sagen, daß sie sich fürchte, mit Hans Drey zusammenzutreffen. Sie schämte sich ja, sich selber diese moralische Feigheit einzugestehen.

In den behaglichen Räumen der Villa waren schon mehrere Gäste anwesend, als Gina eintrat, und an das Ohr des jungen Mädchens schlug ein Name, der sie förmlich durchzuckte. In einem Moment war ihre ganze Aufmerksamkeit auf den hochgewachsenen Mann mit den müde verschleierten Augen und dem blasirt-hochmüthigen Ausdruck des Gesichtes gerichtet, den ihr Frau Geheimrath v. Drey als den Freiherrn v. Welser, Intendanten des Hoftheaters in D., vorgestellt hatte. Nun stand also einer dieser Halbgötter vor ihr, den sie sich, um des Vaters willen, so sehnlichst herbeigewünscht hatte.

Der Freiherr gewann an Liebenswürdigkeit, sobald er mit seinem schönen Hannoveraner-Deutsch und seiner ruhigen Stimme zu sprechen begann. Er schien es sich angelegen sein zu lassen, Gina's nähere Bekanntschaft zu machen. Ja sie konnte fast vermuthen, daß er eine Begegnung mit ihr gewünscht habe, daß sie seinetwegen in die Villa eingeladen worden war.

„Ich habe Sie oft von dem Fenster meines Fischerhäuschens aus bewundert, mein Fräulein,“ sagte er mit einem wohlwollenden Lächeln, „wenn Sie allein in Ihrem kleinen Kahn vorüberruderten. Man freut sich ordentlich, bei der Treibhausverzärtelung unserer Großstadtpflanzen einer Dame zu begegnen, die sich nicht vor Sonne und Wind und Wetter fürchtet!“

„Ich bin ja auch ein halbes Landkind,“ erwiederte Gina und fing lustig zu plaudern an von ihrem Leben am Seeufer, ermuntert durch das unverkennbare Interesse, mit welchem der ernste Mann ihr zuhörte.

Der Intendant führte sie zu Tisch und schien sich vortrefflich zu unterhalten. Er liebte zu erzählen, und sie konnte mit so warmen beredten Augen lauschen, so herzlich lachen über diese Bühnenanekdoten, an welchen er einen unerschöpflichen Vorrath besaß. Zum ersten Male in ihrem Leben gab sie sich Mühe, zu gefallen, zu gewinnen, mit allen Mitteln, die einem Weibe zu Gebote stehen. Sie war ganz erstaunt über die Anlage zur Koketterie, die sie plötzlich in sich entdeckte. Bisher war sie, aus herbem Mädchenstolz, immer scheu und unfreundlich geworden, sobald ein Mann ihr weniger gleichgiltig erschien. Aber nun galt es, die Gunst dieses einflußreichen Mannes zu gewinnen um des Vaters willen. War es nicht edelste und beste Absicht, wenn sie alle eigenen Wünsche begrub und nur die eine große Lebensaufgabe vor Augen behielt, dem Vater zu dem ersehnten Erfolg zu verhelfen und ihn mit der Mutter zu versöhnen?

Heilige Entschlüsse glühten in ihrer Seele auf.

Glück schaffen für die Eltern! Auf ein persönliches Glück verzichten! Das sollte das Losungswort für ihre Zukunft sein.

Sie kam mit heißen Wangen, in gehobener Stimmung nach Hause. Sie hatte Gelegenheit gefunden, mit dem Intendanten über die Stücke ihres Vaters zu reden; und da er das größte Interesse bezeigte, dieselben kennen zu lernen, ihm die Zusendung des einen Manuskriptes, das sie in Händen hatte, versprochen. Ganz heimlich wollte sie einstweilen vorgehen; hinter dem Rücken des Vaters, ohne sein Wissen sollte für seinen Ruhm gearbeitet werden.

Den Freiherrn riefen in den nächsten Tagen seine Berufsgeschäfte nach Hause; er hatte aber schon eine Wohnung für die bevorstehenden längeren Theaterferien gemiethet, und Gina mit einem warmen Händedruck beim Abschied versichert, wie sehr er sich auf die Rückkehr freue. Sie wußte, daß er bis dahin das Stück ihres Vaters gelesen haben würde, und hoffte auf günstigen Bescheid.

Diese Gedanken hatten sie ein paar Tage lang so völlig in Anspruch genommen, daß sie schon glaubte, den eisernen Panzer für ihr Herz gefunden zu haben, unter dem es gefeit sei gegen alles wilde sehnsüchtige Pochen.

O, wie oft meint man mit zwanzig Jahren den Stein der Weisen zu besitzen, den unerschütterlichen Frieden der Resignation erlangt zu haben, und doch bedarf es nur eines Momentes, und alle Vernunft ist fortgefegt, und das junge Herz tanzt wieder in der Irre, umhergewirbelt von seinen heißen Wünschen!

An einem Nachmittage saß Gina auf der Veranda und schaute den heraufziehenden Wetterwolken zu, wie sie sich immer düsterer und schwerer über den Bergen zusammenballten. Sie war allein zu Hause.

Der Vater hatte seine redaktionelle Thätigkeit wieder beginnen müssen und weilte schon seit Tagen in der Stadt. Die Mutter war zu einem Kaffeekränzchen nach Starnberg gefahren. Gina konnte sich mit vollem Genuß dem großen Naturschauspiel hingeben, das sich vor ihr entrollte. Der See hatte erst brütend still gelegen, blauschwarz, durchzogen von grellgrünen Streifen. Nun jagte der Wind über die Fläche hin, in der Tiefe begann es zu grollen und sich zu regen; das erst feine Gekräusel verwandelte sich in breite, zornige Wellen, die heranstürzten, immer weißer, immer wilder.

Einen Moment lang reizte es Gina, hinauszufahren und sich vom Sturm wiegen zu lassen. Dann aber schien ihr das doch ein frevles Spiel mit der Gefahr, und sie begnügte sich, mit dem Fernrohr auf das erregte Wasser zu schauen, den Wellenkämmen zu folgen, die vom jenseitigen Ufer abprallten, die paar Kähne zu betrachten, die sich in Eile an's Land flüchteten.

Bald war es ganz einsam auf dem See und an den Ufern. Zwischen den Wolken leuchtete zuweilen eine Bergspitze hervor, blauschwarz, in unheimlicher Nähe. Dann zog sich das Netz noch tiefer und schwerer zusammen, bis schließlich See und Ferne in ein dumpfes Grau ineinanderflossen.

Plötzlich aber schob sich vor dem Glas des Fernrohres etwas Neues heran. Wahrhaftig! Ein Segelboot war noch da draußen auf dem See! Gina erkannte die hellblau angestrichene Jolle, die der Schiffsbauer von Starnberg an Fremde zu vermiethen pflegte.

„Junge Thoren, die keine Ahnung haben von der Gefahr!" dachte sie, mit angstvoller Spannung das Boot beobachtend. Sie ahnte, was kommen würde, denn eben brach das Gewitter mit voller Wucht los.

Gleich darauf stieß sie einen lauten Schreckensschrei aus und verlor einen Moment die Richtung für ihr Glas. Das Boot hatte sich unter einem starken Windstoß auf die Seite gelegt. Es war umgeschlagen.

Sie konnte den kleinen Punkt in dem großen Grau nicht sofort wiederfinden. Aber nun! Ja! Ein paar Gestalten klammerten sich an den Schiffsrand. Sie sah, wie die Unglücklichen angstvoll winkten. Sie schrieen auch wohl um Hilfe, aber wer sollte sie hören, während Wellen und Bäume im Sturme rauschten und auf jeden verhallenden Donnerschlag ein neuer folgte? Wer würde sie sehen, da die Landleute wie die Städter sich in ihre Häuser geflüchtet hatten vor dem Unwetter.

Sie überlegte nicht. Sie riß einen Wettermantel vom Nagel, zog die Kapuze über den Kopf, sprang an das Ufer hinab, löste das wild schaukelnde Boot und stieß vom Land ab.

Der Gedanke, daß sie die einzige Zeugin der Todesnoth und Hilflosigkeit dieser fremden Menschen sei, hatte sie so mächtig vorwärts getrieben, daß sie sich kaum gefragt, ob sie auch im Stande sein werde, mit ihrem rettenden Kahne in ihre Nähe zu gelangen. Nun, da der Wind das kleine Fahrzeug packte, fühlte sie erst, daß guter Wille und Muth hier nicht genügten, daß ihre physische Kraft nicht ausreichen würde für diesen wüthenden Kampf. Aber sie wollte nicht nachgeben. Sie arbeitete mit aller Kraft. Aber so tapfer sie auch ruderte, so gut sie sonst ein Boot zu steuern vermochte, der Kahn gehorchte nur dem Wind, nicht ihren Ruderschlägen, und die Wellen drückten ihn immer wieder an das Ufer zurück. Ein wilder Zorn ergriff sie über ihre Schwäche.

Was thun? Die Magd im Hause rufen? Aber die Person wagte sich kaum bei glattem See in ein Schiff und würde sie nur hindern, statt ihr zu nützen.

Da fiel ihr Blick auf den Garten der Nachbarvilla, auf den sie zutrieb. Sie sah eine hohe Gestalt im Lodenmantel, die hier auf und ab schritt.

„Herr Drey! Herr Drey!" rief Gina. „Bitte, kommen Sie! Ein Segelboot ist umgeschlagen! Die armen Menschen hängen am Schiffsrand!"

Die aufgeregte Stimme drang an sein Ohr. Er verstand kaum, um was es sich handelte, aber er sah den Kahn auf den Wellen tanzen, die verhüllte Frauengestalt, die ihn zu regieren versuchte. Mit einem raschen Sprung war er auf dem Steg, mit einem kühnen Satz in dem sich nähernden Boot. Er ließ sich auf die Bank nieder, Gina gegenüber, und sah ihr mit seinen lachenden Augen in das von der Kapuze eingerahmte Gesicht, um dessen Stirne die dunklen Haare flatterten.

„Wie sagten Sie, Fräulein Hauberg? Ein Segelboot? Aber wo? Wo?"

„Sie konnten es nicht sehen. Die Bäume verdeckten Ihnen den Ausblick," erklärte sie hastig, während ihre Arme kraftvoll ausgriffen. „Ich schaute durch das Fernrohr. Es handelt sich um mehrere Menschenleben."

Er hatte sich umgewendet und das zweite Paar Ruder ergriffen.

„Und Sie wollen hinaus in diesen Sturm?" rief er über die Schulter. „Das ist nichts für Sie, Fräulein. Ich will meinen Bruder rufen."

„Nein!" erwiederte sie bestimmt. „Das dauert zu lange. Glauben Sie doch nicht, daß ich den Sturm fürchte. Ich kam nur allein nicht vorwärts. Zu Zweien aber — o, ich habe auch so viel Muth und Kraft wie ein Mann!"

In der That fühlte er, wie stark und ausdauernd die Arme waren, die mit ihm arbeiteten; die verdoppelten Ruderschläge siegten nun über die Gewalt der gegen sie anstürmenden Wellen.

Mit einer wahren Begeisterung ließen sich die beiden jungen feurigen Menschen den kühlen Hauch um die Stirne blasen, die Tropfen in das Gesicht sprühen. Ohne daß sie sprachen, empfanden sie eine stolze Freude an diesem Hineinstürmen in die Gefahr, an diesem gemeinsamen Ringen. Sie waren plötzlich, wie losgelöst von dem bequemen Einerlei des Kulturlebens, zu arbeitenden, mit den Elementen kämpfenden Naturmenschen geworden. Aber ein wonniges Gefühl der Zusammengehörigkeit durchströmte sie. Es lag etwas wundersam Erregendes für sie in dieser großen Einsamkeit, in der sie sich zum ersten Male so allein befanden: der starke Mann und seine kraftvolle Genossin, die sich mit verständnißvollem Takt jedem Schlag seiner Hand anbequemte.

Nun klang durch den Sturm ein kläglicher Hilferuf.

„Aushalten! Nur noch wenige Minuten! Wir kommen!" schrie Hans zurück mit seiner kräftigen, selbst den Sturm beherrschenden Stimme. Sie waren eine Weile in einem nassen Grau dahingefahren, unter strömendem Regen, der ihnen jeden Ausblick verhüllte. Nun leuchtete ein langer Blitz über den See hin. Nahe vor ihnen zeigte sich das umgestürzte Boot, Mast und Segel schwammen auf dem Wasser, der Schiffskörper selbst ragte nur zu einem Drittheil aus dem See hervor. Auf dem Rande kauerten unter Regen, Blitz und Sturm die drei armen Menschenkinder.

(Fortsetzung folgt.)

Purpurhuhn und Teichhuhn.

(Mit Bild auf Seite 321.)

Das Purpurhuhn ist seiner bunten Färbung an Kopf und Hals wegen eines der schönsten Wasserhühner. Es nährt sich hauptsächlich von Pflanzenstoffen, zieht aber während der Brutzeit thierische Nahrung vor. Auf unserem Bilde S. 321 hat ein Purpurhuhn das Nest eines grünfüßigen Teichhuhns entdeckt. Schon will es die Eier hervorholen, da eilt die besorgte Mutter herbei und stürzt sich todesmuthig auf den stärkeren Feind. Das Purpurhuhn duckt sich, breitet die Flügel weit aus und legt den Kopf zurück, um den Angriff abzuwehren. Vergebens versucht das Teichhuhn, den Räuber durch Schnabel- und Krallenhiebe zu vertreiben. Dieser fängt die Hiebe mit Flügeln und Schnabel auf und behauptet seinen Platz. Von dem Geschrei des Weibchens angelockt, eilt endlich das Männchen des Teichhuhns herbei, und erst ihren vereinten Anstrengungen gelingt es, den Feind in die Flucht zu schlagen.

Der Hauptsaal des Wiener Rathhauskellers.

(Mit Bild auf Seite 324.)

Am 11. Februar 1899 ist der Wiener Rathhauskeller eröffnet worden. Man hat einen Theil der riesenhaften Kellerräume unter dem prachtvollen, von Friedrich v. Schmidt erbauten Rathhause entsprechend ausgestattet und damit eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges geschaffen. Von den Räumen, die dem Besucher die Wahl des Platzes schwer machen, verdient zuerst Erwähnung das Rosenzimmer mit Dernaut's Wandgemälden berühmter österreichischer Weinorte. Eine schwere Eichenpforte führt zu dem Hauptsaal (siehe das Bild auf S. 324), wo sich die wuchtigen Bogen erheben, auf denen der Rathhausbau ruht. Die eine Flanke dieses Raumes, in dem sich Alles harmonisch zum Ganzen fügt, wird durch bunte Fenster unterbrochen, die andere weist zwischen den Bogen sieben große Gemälde von Lefler auf. Die Stücke in den drei Mittelfeldern sind der Erinnerung an den Huldigungsfestzug der Wiener Schuljugend am 24. Juni 1898 gewidmet; die übrigen Bilder zeigen Scenen aus der Wiener Geschichte. An den Schmalseiten sieht man Ritter- und Minnesängerbilder. In der „Schwemme" finden wir Alt-Wien durch charakteristische Figuren aus der Lokalsage vertreten. Endlich ist auch für die Väter der Stadt ein eigenes, höchst behagliches Rathsstübchen eingerichtet worden.

General Bonaparte in der Versammlung zu St. Cloud am 10. November 1799.

(Mit Bild auf Seite 325.)

Von seiner kühnen ägyptischen Expedition heimgekehrt, verständigte General Napoleon Bonaparte sich mit den einflußreichsten Persönlichkeiten in Paris und stürzte dann durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire oder 9. November 1799 die schwache Direktorialregierung. Der Pariser Garnison war er sicher, desgleichen des „Rathes der Alten", während er im „Rath der Fünfhundert", dessen Präsident sein Bruder Lucian war, nur eine Minderheit für sich hatte. Am 9. November erfolgte auf Beschluß der „Alten" die Verlegung des gesammten gesetzgebenden Körpers nach St. Cloud, während Bonaparte zugleich der Oberbefehl über alle Truppen des Pariser Bezirks übertragen wurde. Unser Bild auf S. 325 stellt den für Bonaparte's fernere Laufbahn entscheidenden Augenblick dar, wie er am 10. November im Orangeriesaale zu St. Cloud mit Waffengewalt die Versammlung der „Fünfhundert", deren Mehrheit seine Anträge stürmisch zurückwies und ihn persönlich bedrohte,

auseinander trieb. Fortan war Napoleon der anerkannte Gebieter Frankreichs. — Wir entnehmen dieses Bild als Illustrationsprobe der bei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart gegenwärtig erscheinenden „Illustrirten Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts“, die in 30 Heften zum Preise von 25 Pfennig für das Heft vollständig vorliegen wird. Die bereits erschienenen Hefte des volksthümlich und anregend geschriebenen Werkes, das mit bildlichen Darstellungen aller Art und Karten außerordentlich reich ausgestattet ist, können in jeder besseren Buchhandlung eingesehen werden.

Das Geheimniß des Gelynchten.

Erzählung aus Australien von **Wilhelm v. Beck.**

1. (Nachdruck verboten.)

Durch den Wald, der zum Theil den südlichen Flachlanddistrikt in Neusüdwales bedeckt, bewegten sich an einem heißen Novembernachmittage zwei von derbknochigen Pferden gezogene Planwagen. Zwei berittene Männer begleiteten dieselben, und in einem der Wagen selbst befanden sich noch zwei weibliche Gestalten. Es herrschte eine drückende Schwüle, und durch das dichte Blätterwerk der Pisangbäume und Kohlpalmen strahlte stechend die Sonne herunter auf die breiträndigen Hüte der Reiter.



Der Hauptsaal des Wiener Rathhauskellers. Nach einer photographischen Aufnahme von R. Lechner (Wilh. Müller) in Wien. (S. 323)

Johannes Sebald, der Aeltere von den Beiden, war ein frisch eingewanderter Landwirth aus Thüringen und vor Kurzem erst mit seiner ganzen Familie nach Sydney gekommen, um sich im vielgepriesenen fünften Erdtheil anzusiedeln. Nun befand er sich wohlausgerüstet auf der Reise nach dem Innern, als Ziel vor sich die Ufer des Cowalsees, an dem der Grundbesitz lag, den er vom Landvermessungsbureau angekauft hatte.

Als das Gestirn des Tages sich zum Untergange neigte, sprengte Friedrich, der achtzehnjährige Sohn des Auswanderers, etwas voraus, um einen zum Nachtquartier geeigneten Platz auszukundschaften. Er hatte sich aber noch nicht weit von der Karawane entfernt, als er mit allen Zeichen der Aufregung seinem zurückgebliebenen Vater winkte. Dieser, durch sein seltsames Gebahren stutzig gemacht, spornte auch sogleich sein Thier an und jagte nach der kleinen, von niedrigem Gebüsch bewachsenen Lichtung, in welcher Friedrich abgestiegen war.

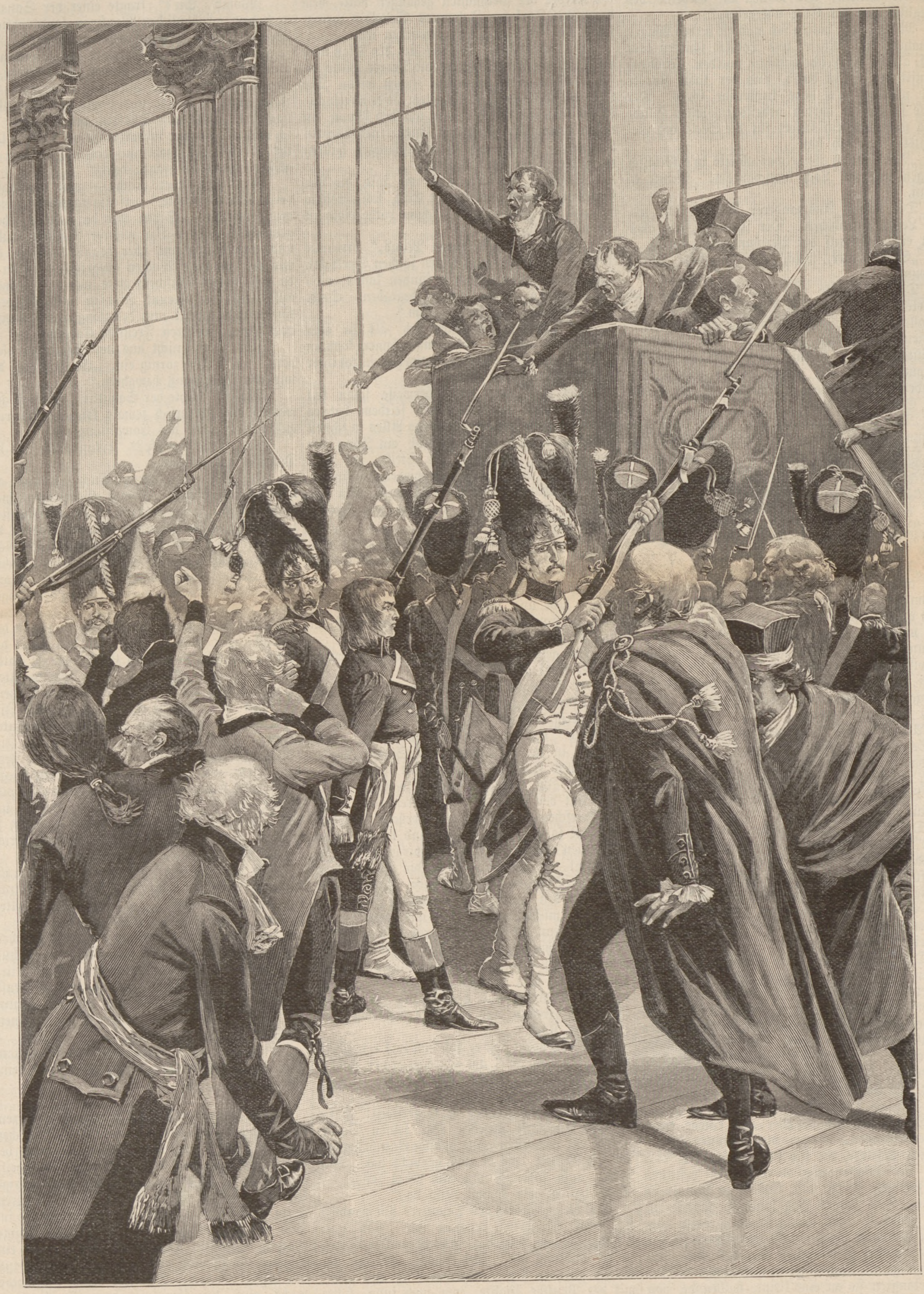
Ein schreckliches Bild bot sich dort den Augen der Beiden dar. An einem der weit hinausragenden Aeste eines der merkwürdig knorrigen Flaschenbäume, die den halbrunden Platz umsäumten, hing der Körper eines Mannes in zerlumpter oder eigentlich zerfetzter Kleidung. Ein Strick war um seinen Hals geschlungen, und seine Züge waren wachsfarben und furchtbar verzerrt.

Vater und Sohn blickten voll Entsetzen einander an.

„Ein Selbstmord?“ fragte Ersterer.

„Ich glaube kaum; eher ein Opfer der Lynchjustiz,“ meinte Friedrich kopfschüttelnd. „Hierzulande ist man rasch zur Hand mit dem Stricke, und der Sitte entsprechend läßt man den Todten so lange baumeln, bis die Aasgeier und Mückenschwärme ihn zernagt und aufgefressen haben. Dieses Schicksal trifft den ertappten Pferdedieb ebenso gut als den Straßenräuber und Mörder.“

„Was der Unselige auch verbrochen haben mag, der irdischen Gerechtigkeit ist nun Genüge geleistet,“ sagte der Vater. „Steig 'mal hinauf und schneide ihn ab, Deine Knochen sind jünger



General Bonaparte in der Versammlung zu St. Cloud am 10. November 1799. (S. 323)
Aus „Illustrirte Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts". Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

als die meinen; wir wollen die Gebeine des Unglücklichen der Erde übergeben."

Mittlerweile hatten sich auch die beiden Wagen genähert, und Mutter und Tochter schrieen laut auf, als sie der Leiche ansichtig wurden. Friedrich schnitt den Strick durch, und der todte Körper fiel wuchtig in's hohe knisternde Gras. Der Alte faltete die harten, arbeitsgewohnten Hände und murmelte ein Gebet für die Seele des Gerichteten vor sich hin.

„Wir wollen ihn etwas abseits in's Gebüsch tragen und ein Loch ausschaufeln," meinte er dann.

Die beiden Auswanderer bückten sich, um die Leiche aufzuheben. Der Jüngere fuhr aber mit einem Ausruf der Verwunderung zurück.

„Sieh, Vater, welch' eigenthümliche Tättowirung!"

Das zerlumpte und halb offene Hemd des Todten ließ den größten Theil der hageren, eingefallenen Brust sehen und darauf eine in blauen Linien ausgeführte Zeichnung. Die Deutschen schauten erstaunt darauf nieder. Etliche Punkte entpuppten sich als genau lesbare Zahlen und wiederum verschiedene Striche als ein Pfeil mit der Spitze nach oben.

„Das könnte ein Plan sein," sagte der junge Mann; „dann würde der Pfeil wahrscheinlich die Himmelsrichtung bezeichnen, und zwar weist die Spitze jedenfalls nach Norden."

„Wohl möglich," gab der Vater zu, „aber dies Räthsel zu lösen, ist nicht unsere Sache."

„Ich möchte den Plan — denn ich bin fest überzeugt, daß etwas dahintersteckt — abzeichnen. Das kann uns keinenfalls schaden."

„Und schwerlich nützen," entgegnete der Vater, ließ aber seinen Sohn gewähren, der seinem auf einem der Wagen angeschnallten Reisekoffer Notizbuch und Bleistift entnahm und nun in ersterem mit möglichster Genauigkeit die seltsame Tättowirung des Gehängten eintrug. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit notirte er sich auch die Zahlen, denn, wie er meinte, gaben jene wohl Entfernungen an, wiewohl die dazu gehörigen Maße nicht bezeichnet waren.

Als er damit fertig war, griffen die Beiden zu Schaufel und Spaten und brachten den Todten in das dichte Ginstergebüsch. Ein Grab war rasch aufgeworfen; ohne viel Ceremonien wurde die Leiche hineinversenkt und die Erde wieder darauf geschaufelt.

Dann setzte die Karawane ihren Weg fort. Vier Nächte noch mußten die Auswanderer im Walde kampiren, ehe sie ihr Ziel erreichten, die schilfumränderten Ufer des Lake Cowal. Hier ist die Vegetation eine verhältnißmäßig dürftige. Der See selbst ist nicht groß, aber das Erdreich ringsum ist ausgezeichnet, wie Vater Johannes zu seiner Freude gewahrte.

Die nächsten Wochen verflossen in reger Arbeit. Der Ansiedler hatte sich in dem eine Tagereise vom Cowalsee entfernten Springfield, einem kleinen, unansehnlichen Städtchen, umgesehen und etliche kräftige Männer gegen guten Lohn zur Aushilfe beim Bau seines Hauses und ersten, oberflächlichen Ausroden des Busches gedungen. Rüstig schritt das Werk vorwärts unter den Händen der fleißigen Kolonisten.

— — — — — — — — — —

Wenige Wochen nachher, an einem thaufrischen Morgen, warfen vier Männer in der einzigen Schänke, die sich in Clarence-City vorfand, ihre Büchsen über die Schultern, bestiegen ihre zottigen Pferde und trabten in den Busch hinaus. Den halben Tag hindurch dauerte ihr Ritt, wobei sie zwar wenig sprachen, dafür aber scharfe Umschau hielten, als orientirten sie sich mit möglichster Genauigkeit über den Weg, den sie verfolgten. Nach einer kurzen Rast um Mittag gelangten sie an eine kleine, halbrunde, von Pisangbäumen und Kohlpalmen umränderte Lichtung, dieselbe, in welcher einen Monat zuvor der Körper des Gelynchten gehangen hatte, dem durch die Fürsorge Johannes Sebald's wenigstens ein Grab zu Theil geworden war.

Die vier Männer besahen sich den Platz nach allen Seiten; Enttäuschung und Aerger spiegelten sich in ihren wettergefurchten Zügen wider. Die Lichtung wurde mit fieberhaftem Eifer abgesucht; zuletzt schaarten sich die Vier um den Baum, an dessen einem Aste noch das Ende eines Strickes baumelte. Flüche und Verwünschungen hallten durch die Stille des Waldes.

„Cobledick ist fort, und wir sind die Betrogenen," schrie wüthend der Eine, sich geradezu wie toll geberdend. „Das schöne rothe Gold ist für uns verloren."

„Haltet gefälligst Euren Mund," brummte ein Anderer, „und macht keinen solchen Spektakel. Die Leiche muß sich doch auffinden lassen; vielleicht hat sie irgend Jemand begraben. Sucht 'mal ordentlich im Busch herum."

Die Männer zerstreuten sich; als sie aber nach einer Stunde wieder zusammenkamen, konnten sie sich gegenseitig nur ein negatives Resultat ihrer Forschungen melden.

„Der Kerl liegt möglicherweise schon seit Wochen unter der Erde, und seitdem hat es öfters geregnet, wobei das Gras Alles so schnell überwuchert, daß es thatsächlich ein Ding der Unmöglichkeit sein wird, die Stelle, wo man den Burschen eingescharrt hat, wiederaufzufinden. 's ist überhaupt fraglich, ob's auch wahr ist, was uns unser Freund Jim von dem Todten erzählt hat."

Jim, der Aufgeregteste von Allen, fuhr auf. „Glaubt ihr," knirschte er, „ich hätte mich tagelang durch den verwünschten Busch durchgearbeitet, um euch ein Märchen aufzubinden? So wahr ich hier lebe und stehe, hat mir Cobledick in einer vertraulichen Stunde den ganzen Kram zum Besten gegeben."

„Wo geschah dies? Ihr wolltet Euch früher darüber nicht auslassen."

Der Gefragte verzog sein wenig vertrauenerweckendes Gesicht zu einem spöttischen Grinsen. „Neugierig seid ihr nicht, blos wissen möchtet ihr Alles. Gehört zwar nicht zur Sache, allein es sei: in der Strafanstalt zu Sydney war's, wo ich und Cobledick Freundschaft schlossen."

„Hm, Ihr seht auch gerade so aus —"

„Laßt den Unsinn! Wir waren zwei prächtige Burschen — ich und der verrückte Cobledick. Er hatte so seine fixen Ideen, und da wir meist zusammen arbeiteten, erklärte er mir auch — natürlich nicht auf einmal — was die Tättowirung auf seiner Brust zu bezeichnen habe. Nun könnten wir ohne den famosen Plan zwanzig Jahre lang suchen und müßten am Ende doch mit leeren Händen abziehen, denn der Sumpf ist groß und tief. Auf dem Plan hingegen war alles verzeichnet; die Entfernungen in Fuß angegeben, alle von einem Baume aus, dem einzigen, der an der Südostecke des Sumpfes aus dem Busche herausragt. Ja, mein Freund und Gefährte Cobledick war ein feiner Kopf."

„Und trotzdem ließ er sich von uns erwischen, als er den Schimmel am Clarence-River stahl!"

„Schade, ewig schade, daß ihr ihm so rasch die Schlinge um den Hals legtet."

„Hm, warum schwieg er so verstockt! Hätte er uns Auskunft gegeben über seinen Schatz, hätten wir wenigstens eine hübsche Entschädigung für die Arbeit, die er uns gemacht hat. Wir hätten auch sicherlich mit uns reden lassen. — Doch, halloh, wer kommt denn da?"

Auf diesen Ausruf des Squatters hin wandten sich seine Gefährten erstaunt um. Von zwei Pferden gezogen, bog eben ein hochbepackter Wagen in die Lichtung ein. Der Mann, der mit der Büchse auf der Achsel nebenher ging und lustig mit der Peitsche knallte, war noch jung, hatte blondes Haar und dabei ein offenes, ehrliches Gesicht.

„Wohin, Sir?" fragte einer der Squatter nach dem gewöhnlichen Gruß in landesüblicher Weise. „Seid Ihr auf der Landsuche?"

„Yes," klang die Antwort des Blonden in gutem Englisch, „mein Name ist Hellstedt — Max Hellstedt. Ich bin ein Deutscher, seit Jahresfrist im Lande und direkt auf dem Wege nach den fruchtbaren Thälern des Lachlan, wo ich mich als Farmer niederzulassen gedenke. Und ihr — ihr seid wohl auf einem Jagdzuge begriffen, wenn ich fragen darf?"

„'s ist eine andere Sache — eine verwünscht verwickelte Geschichte," versetzte nachdenklich einer der Squatter. „Sitzen wir da gestern Abend gemüthlich an der Bar unserer Schänke drüben und unterhalten uns über den Pferdedieb, den wir vor wenigen Wochen aufgeknüpft haben — da an diesem Flaschenbaume war's. Plötzlich mischt sich hier Freund Jim in unser Gespräch hinein und erzählt uns des Langen und Breiten von seinem früheren Freunde Cobledick —"

„Ihr braucht nicht aus der Schule zu plaudern," warf Jim zornig ein. „Es ist besser, daß wir das Geheimniß bewahren."

„Wozu?" lachte der Squatter. „Den Schatz werden wir schwerlich jemals kriegen; der ruht auf dem Grunde des Cowalsumpfes."

„Im Cowalsumpfe?" erkundigte sich der Deutsche aufhorchend.

„Ja, Sir, aber strengt Euch gar nicht an, ihn herauszufischen. Dieser Gentleman hier, Jim genannt, hatte drüben in der Strafanstalt zu Sydney einen Freund, der vor Jahren bei den nördlichen Bergen einen guten Haufen Gold herausgeklopft hat. Als man ihm wegen verschiedener kleiner Gesetzesübertretungen, wie Mord, Todtschlag oder so was Aehnliches, an den Kragen ging, verbarg er seinen Schatz in einem ausgehöhlten Baumstamme und versenkte ihn in den Sumpf, war aber so klug, sich den Plan des Ortes, an welchem er sein Gold versenkt hatte, auf die Brust zu tättowiren. Nun, damals rettete er noch seinen Hals, kam aber auf ein Dutzend Jährchen in's Zuchthaus, wo er Freund Jim kennen lernte und diesen zu seinem Vertrauten machte. Zum Unglück für den wackeren Jim wurde aber sein Genosse etwas früher in Freiheit gesetzt und war jedenfalls auf dem Wege, die Früchte seiner ehemaligen Thätigkeit als Goldgräber aus dem Sumpf zu heben; da er, um den Schatz fortzuschaffen, ein Pferd brauchte, so stahl er eins, gerieth dabei mit unserem Stricke in Konflikt und blieb daran hängen."

„Es war ein höchst dummer Streich, den ihr da ausgeführt habt," brummte der frühere Sträfling niedergeschlagen. „Ich und Cobledick sollten theilen — und jetzt ist Alles aus."

Hellstedt hatte aufmerksam der etwas wundersam klingenden Geschichte gelauscht. Kopfschüttelnd vernahm er noch verschiedene Einzelheiten jenes wichtigen Planes auf Cobledick's Brust, ohne jedoch im Entferntesten an eine Aufsuchung jenes ausgehöhlten Baumstammes nebst seinem kostbaren Inhalt zu denken.

Sich nach einer Weile von den Squattern und Jim verabschiedend, setzte er sodann seine Reise fort.

2.

Die Farmerfamilie Sebald hatte seit Kurzem einen neuen Nachbarn bekommen, den Deutschen Max Hellstedt, dem eine Landstrecke dicht bei ihrem Gehöfte von der Regierung zugetheilt worden war. Der junge Mann fand eifrige Unterstützung bei seinen Landsleuten, auf deren Farm jetzt schon ein weitangelegtes Gebäude im Styl der australischen Landhäuser stand. Einige Wochen verflossen, und dann konnte auch er ein hübsches, wenn auch einfaches und kleines Haus sein eigen nennen. Und wie bei den Sebalds wuchs auch bei ihm mit den allmälig verstreichenden Tagen der Erfolg der angestrengten Arbeit, reihte sich Feld an Feld auf dem mit

Aushilfe der Schäfer aus der Umgegend urbar gemachten Boden — alle fest umzäunt, um ein Durchbrechen der Dingos, die in den mondhellen Nächten ihr Gebell ertönen ließen, zu verhüten.

Eines Abends, als sich Max auf den Weg begab, um in der Dämmerung an den binsenreichen Ufern des Lake Cowal einiges Geflügel zu schießen, wurde er lebhaft an den angeblich im Sumpf versenkten Schatz erinnert. Diesen Sumpf, der etwas abseits vom See lag, zu untersuchen, hatte er bis jetzt nicht der Mühe werth gefunden, schon deshalb nicht, da er des ehemaligen Zuchthäuslers Erzählung als ein Märchen betrachtete.

Ein gutgezielter Schrotschuß aus seiner doppelläufigen Flinte hatte ein Dutzend Wildenten niedergestreckt, und er machte sich eben daran, den kleinen, selbstgezimmerten Kahn zu besteigen, um die Beute einzubringen, als das laute Wiehern eines Pferdes ihn in dieser Beschäftigung unterbrach. Aufblickend gewahrte er ein gesatteltes und aufgezäumtes Pferd, das wohl in den klaren Fluthen des Sees seinen Durst gelöscht haben mochte und nun davontrabte.

Daß das magere, offenbar abgehetzte Thier nicht Eigenthum der Sebalds sei, erkannte er sofort; einigermaßen beunruhigt, setzte er ihm nach, die kurz zuvor geschossene Beute im Stich lassend. Er brauchte aber nicht weit zu gehen, denn nur etliche Schritte vom Uferrand entfernt steckte der Anblick eines am Boden hingestreckten Mannes seinem Suchen ein Ziel. Schnell trat er näher und beugte sich über die regungslose Gestalt, die in ihrer starren Bewegungslosigkeit einer Leiche glich. Aus ihrer zerrissenen Kleidung sickerte langsam und tropfenweise das Blut, welches von dem trockenen und heißen Sande begierig aufgesogen wurde.

Der junge Deutsche hob den Verwundeten etwas empor; aber mit einem Ausruf des Staunens beugte er sich tiefer auf das fahle Gesicht — der Mann da war Jim, der Gefährte der drei Squatter, die ihm vor Monatsfrist die merkwürdige Geschichte von dem im Cowalsumpfe versenkten Schatze erzählt hatten.

Sofort machte er sich daran, dem augenscheinlich schwer Verwundeten die erste Pflege angedeihen zu lassen. Jim war durch die Brust geschossen. Doch gelang es den eifrigen Bemühungen Hellstedt's, ihn nach und nach wenigstens zum Bewußtsein zurückzurufen. Es mußte ein fürchterlicher Durst sein, der den ehemaligen Sträfling quälte, denn er trank in langen Zügen aus der Feldflasche, die ihm sein gutherziger Helfer an den Mund hielt. Der mit Wasser vermischte Whisky stärkte und erfrischte ihn derart, daß er die Fragen, die Max ihm stellte, in abgebrochenen Sätzen beantworten konnte.

Es war nicht viel, was er zu erzählen hatte. Wochenlang hatte er sich im Busch herumgetrieben und zuletzt, wie sei gelynchter Freund, von einer weiter im Süden gelegenen Farm ein Pferd gestohlen, in der Absicht, den Cowalsumpf aufzusuchen. Indessen wurde er bei seinem Vorhaben ertappt und dabei von einer der ihm nachgesandten Kugeln getroffen; durch Schmerz und Blutverlust geschwächt, war er nur noch bis hierher gelangt, wo er vom Pferde stürzte und besinnungslos liegen blieb.

Max versuchte ihn zu trösten; aber Jim schüttelte nur den Kopf. „Der Tod sitzt mir schon in allen Gliedern," murmelte er resignirt; „ich habe zu viel Blut verloren. Es sollte mir nicht vergönnt sein, mir Cobledick's Gold zu eigen zu machen."

Hellstedt wurde aufmerksam. Am Ende war an Jim's Geschichte doch etwas Wahres.

„Sollte dieser merkwürdige Schatz in der That existiren?" fragte er noch immer zweifelnd. „Und dann, hatte Euer Freund keine Erben?"

„Keine — sein eigentlicher Erbe war ich." Der Verwundete unterbrach sich. Eine dritte Gestalt war zu den Beiden getreten; es war Friedrich Sebald.

„Halloh," rief er verwundert aus, die Gruppe betrachtend, „was ist denn da los?"

„Helft mir zuerst den armen Teufel auf's Pferd heben und nach meiner Hütte bringen, denn die Nachtluft könnte ihm schaden," entgegnete Max, „und dann sollt Ihr etwas ganz Besonderes erfahren."

Friedrich leistete dieser Aufforderung auch sogleich Folge; der müde Klepper wurde wieder eingefangen, und der bewußtlose Jim der Länge nach darauf gelegt. Aus den Joppen der beiden Deutschen kam eine Art Kopfkissen für den Sterbenden zu Stande, und dann wurde der Heimweg angetreten. Da aber die Farm der Sebalds bedeutend näher lag als Hellstedt's Haus, schlug man jene Richtung ein.

Max erzählte nun seinem jüngeren Landsmann von dem im Cowalsumpfe versteckten Goldschatz. Plötzlich hielt er inne: Friedrich hatte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken können.

„Nun haben wir's!" schrie er fast auf. „Das von dem Gelynchten ist kein Märchen — ich und mein Vater haben den Unglücklichen begraben."

„Und die Tättowirung?"

„Auch richtig; ich zeichnete sie ab —" und nun theilte er dem gespannt aufhorchenden Freunde mit, was ihm und seinem Vater auf der Herreise begegnet war.

In der Farm angelangt, wurde Jim behutsam auf ein zubereitetes Lager gebettet. Dann nahm Friedrich den bewußten Plan zur Hand, und der inzwischen wieder zu sich gekommene Verwundete vervollständigte nach Möglichkeit dessen Angaben. Ehe aber noch der folgende Morgen graute, war der ehemalige Bewohner des Zuchthauses von Sydney eine Leiche. In einem kleinen Thal hinter dem Gebäude, das ihm in seinen Todesstunden ein Obdach gewährt hatte, wurde er begraben.

— — — — — — — — — —

Der räumlich ziemlich ausgedehnte Cowalsumpf zieht sich zum Theil längs des gleichnamigen Sees hin, sich von diesem weniger durch die Vegetation an seinen Ufern als durch seine trüben, an manchen Stellen zur dichtschlammigen Masse gewordenen Gewässer unterscheidend.

Hier finden wir nun, einige Tage nach Jim's Beerdigung, in aller Morgenfrühe Max und die beiden Sebalds. Sie untersuchten die sanft abfallenden Ufer, wobei ihnen die letzten Aussagen des sterbenden Jim trefflich zu Statten kamen. Der geringe Bestand an Wald um den südlichen und östlichen Theil des Morastes erleichterte ungemein ihre Nachforschungen und ließ sie ohne viel Mühe den einzeln im Schilf dastehenden Baum — eine Arekapalme, die in der Feuchtigkeit, die ihre Wurzeln nährte, ganz gut zu gedeihen schien — auffinden, dessen Platz, auf dem er stand, genau mit dem am auffallendsten markirten Punkte der von Friedrich aufgenommenen Zeichnung stimmte. Auf letzterer befand sich noch eine dunkler gehaltene Stelle, und nach der Vermuthung der Drei, daß jene eine in den Sumpf hineinragende Landzunge bedeute, erwies sich bei näherer Untersuchung als richtig. Vorsichtig und sich mit den mitgebrachten langen Haken weitertastend, gelangten sie bis zum Ende der schmalen Halbinsel, die sich von dem sie umgebenden braunen Schlamm durch nichts unterschied. Ihre Länge stimmte genau mit der auf dem Plane angegebenen, und nun mußte jeder Zweifel über die thatsächliche Bedeutung der Tättowirung auf der Brust des gelynchten Cobledick weichen.

Am äußersten Ende der Landzunge trieb Max einen kleinen Pflock in den weichen Boden und zog eine Leine, die er daran befestigte, über den Sumpf bis an die einzelne Arekapalme; somit wurde ein Dreieck von beträchtlicher Größe gebildet, an welchem das Ufer, die Halbinsel und die Meßleine die drei Seiten darstellten.

Dann wurde der Kahn aus dem Cowalsee herbeigeschafft; die kräftigen Männer hoben den dünnwandigen Bau mit Leichtigkeit auf ihre breiten Schultern. Fünfzig Fuß von dem Baume aus wurde darauf an der Leine eine andere angeknotet, sodann ruderten die Drei ab, das zweite Seil straff haltend, so daß es mit dem ersteren einen rechten Winkel ausmachte. Es mußte stramm gerudert werden, denn das Fahrzeug blieb in den morastigen, dicken Fluthen öfters geradezu stecken. Endlich aber hatte sich die gespannte Leine bis zum Zeichen abgewickelt — genau in der Länge von zweihundert Fuß, wie auf dem Plan angegeben stand.

„Dieser Cobledick muß verrückt gewesen sein," brummte Friedrich, sich den perlenden Schweiß von der Stirne abtrocknend.

„Jedenfalls war er von Beruf Geometer," entgegnete Max. „Nun können wir den Schatz heben, wenn überhaupt einer da ist; er muß sich den Angaben nach genau unter uns befinden."

Der Kahn steckte im Morast wie festgewurzelt. Die Deutschen tauchten die an langen Stangen befestigten Haken in die braune Masse des Sumpfes. Keine große Tiefe — wenige Fuß nur.

Plötzlich stießen sie mit ihren Werkzeugen an etwas Hartes, und nun bohrten sie die Spitzen der Haken in den fremden Körper, um ihn heraufzuheben. Zwei-, dreimal mißlang es, aber zuletzt brachten ihn die nicht erlahmenden Arme der Deutschen an's Tageslicht. Er wog beträchtlich schwer, und das Boot neigte sich verdächtig auf die Seite, aber es behielt sein Gleichgewicht.

Es war ein mächtiger Holzklotz, der nun im Kahne untergebracht wurde. Eine dicke Kruste von Schlamm und Erde bedeckte ihn, aber Max griff hinein in den Schmutz und entdeckte die Höhlung, die, nur durch ein darüber genageltes Brett abgedichtet, in ihrem Innern eine Menge von Goldkörnern barg.

Eine Stunde später hatten die klaren Wasser des Lake Cowal den Schlamm, der auf dem Funde gelagert, abgewaschen, und die Strahlen der Sonne spiegelten sich in den glitzernden, goldhaltigen Quarzstücken, welche die glücklichen Schatzfinder einer genauen Prüfung unterzogen. Sie theilten ehrlich das edle Metall unter sich, nachdem es in der nächsten Stadt im Schmelzofen von allen Schlacken und werthlosem Gestein befreit worden war. Hellstedt aber verband sich noch fester mit seinen Nachbarn, indem er später Johannes Sebald's einzige Tochter, die hübsche Klara, zur Frau nahm.

Mannigfaltiges.

Die Badekuren im 17. Jahrhundert. — In früheren Jahrhunderten ging die Behandlung zahlreicher Krankheiten theils infolge des tiefen Standes der Wissenschaft, theils durch den auch unter den Aerzten herrschenden krassen Aberglauben meist nur unter schweren Qualen vor sich, und es kam nicht selten vor, daß der Patient förmlich zu Tode gemartert wurde. Heute reisen die Kranken nach Karlsbad, Ems oder nach einem anderen Kurorte, mit der sicheren Aussicht, neben einem angenehmen Aufenthalt eine von tüchtigen Aerzten geleitete Behandlung zu finden, während noch im 17. Jahrhundert „eine Wasser- oder Badekur gebrauchen" ein sehr ernstes und zugleich furchtbares Geschäft war, welchem füglich eine testamentarische Verfügung von Seiten des Heilung Suchenden hätte vorausgehen können.

Vor dem Gebrauch der Heilquellen mußte eine Vorkur durchgemacht werden, durch welche der Körper gründlich gescheuert und ausgefegt, das heißt von allen verdorbenen Säften, welche der Wirkung der Bäder hinderlich sein konnten, gereinigt werden sollte.

Und daß diese sogenannte Reinigung in einer unsinnigen, gewissenlosen Anwendung von Aderlässen und Purgirmitteln bestand, ist ja hinlänglich bekannt.

Ueberlebte er diese vorbereitende Ausputz- und Scheuerkur, so hatte der Leidende noch die furchtbare Feuerprobe der Bäder zu bestehen, und wenn sogar diese ihm nicht den Garaus machte, so konnte er sich zum Besitz einer Konstitution gratuliren, gegen welche die schlimmsten Attentate der damaligen Medizin machtlos waren.

Was alles von der medizinischen Wissenschaft gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gesündigt wurde, geht aus einigen Briefen des berühmten Boileau hervor, welcher in den wissenschaftlichen Kreisen des damaligen Frankreich und auch am Hofe Ludwig's XIV. eine tonangebende Rolle spielte. Boileau, der infolge eines Kehlkopfleidens seine Stimme beinahe verloren hatte, ward von Fagon, dem Leibarzt des Königs, angewiesen, die Heilquellen eines der damals berühmtesten französischen Badeorte zu gebrauchen. In einem unter'm 21. Mai 1687 an Racine gerichteten Briefe spricht Boileau sich folgendermaßen über den Verlauf seiner Badekur aus: „Bis jetzt hat man mir nur Blut abgezapft; heute habe ich indessen eine Arznei genommen, die für mich, so behauptet man, eine große Wohlthat gewesen, da ich infolge derselben vier- bis fünfmal ohnmächtig wurde und auch mich so elend fühle, daß ich mich kaum mehr aufrecht halten kann. Morgen steht mir die „große Arbeit" bevor — ich fange an zu baden!"

Wie diese „große Arbeit" verlief, erhellt aus folgendem Schreiben des Genannten. „Ich trinke," sagt er, „jeden Morgen zwölf Glas Wasser — schwerer wieder zu erbrechen als zu trinken — die sozusagen Alles aus meinem Leib weggefegt haben, nur die Krankheit nicht, für die ich sie trinke!" Schließlich kehrte der schwer geprüfte Poet nach Paris zurück, stimmlos, wie er abgereist war, und durch die Behandlung vollständig entkräftet. Später erlangte Boileau seine Stimme wieder, und es ist charakteristisch für den damaligen Aberglauben, daß er seine Heilung einer „Wegesenf" genannten und von einer hohen Dame ihm empfohlenen Pflanze zuschrieb. [V. Fr.]

Ein sonderbares Denkmal. — Unter den vielen Denkmälern auf den heute mit wogendem Korn bedeckten Feldern von Belle-Alliance, Mont St. Jean und Waterloo ist das Denkmal, das ein Bauer dem Beine des Lords Uxbridge gesetzt hat, gewiß das eigenthümlichste. Diesem hatte in der Schlacht eine französische Geschützkugel den Schenkel zerschmettert. Nur die Amputation rettete ihm das Leben, und dies abgeschnittene Bein ruht in belgischer Erde. Der Eigenthümer des Ackers, auf dem das Glied bestattet wurde, kam auf den findigen Gedanken, demselben ein von Trauerweiden umgebenes Denkmal zu setzen, das er gegen eine Vergütung zeigte. Wenige Schritte nördlich der Kirche von Waterloo liegt der betreffende Garten. Jeder Engländer will natürlich das merkwürdige, dem Bein eines Lords errichtete Denkmal sehen. [C. B.]

Humoristisches.



Zuversichtlich.

Leutnant: Gratulire, Herr Kommerzienrath!
Bankier (erstaunt): Wozu?
Leutnant: Werden nämlich im nächsten Jahr mein Schwiegervater sein, habe diese Nacht mit Fräulein Tochter auf Kasinoball so abgemacht!



Verschnappt.

Vater (auf Besuch beim Sohn): Von hier aus nimmt sich aber die Universität wirklich prächtig aus!
Sohn: Nicht wahr? Ich sag' Dir, wir sitzen hier oft tagelang und sehen sie immer an!

Brüderlicher Schmerz. — Als bei der Thronbesteigung Friedrich's des Großen alle Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses Seiner Majestät ihre Glückwünsche darbrachten, blieb der zehnjährige Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder des Königs, allein abseits weinend stehen. Als man ihn nach der Ursache seines Schmerzes fragte, erwiederte er, er könne es nicht über das Herz bringen, zu seinem lieben Fritz „Majestät" zu sagen. König Friedrich hörte dies, trat sofort an ihn heran und beruhigte ihn mit der Versicherung, daß er auch weiter stets „lieber Fritz" zu ihm sagen dürfe. [—dn—]

Abgeführt. — Saphir hatte über eine Schauspielerin eine absprechende Kritik geschrieben, diese suchte ihn auf und schrieb, da sie ihn nicht antraf, auf eine Karte: „Neidische Bestie!" und klebte diese an Saphir's Thür.

Am nächsten Tage ließ sich Saphir bei der Dame melden und sagte eintretend: „Sie hatten gestern die Freundlichkeit, mich mit Ihrem Besuche zu beehren, und haben dabei Ihre Visitenkarte zurückgelassen, ich hielt es deshalb für meine Pflicht, Ihnen meinen Gegenbesuch zu machen." [L—n.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 42.

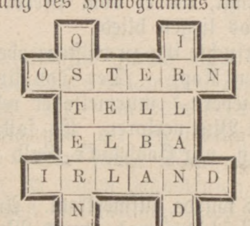
Auflösung des Bilder-Räthsels „Der Baum" in Nr. 40: Man nehme zuerst von den Buchstaben auf der linken Seite von oben nach unten gehend die ersten, dann die zweiten und hierauf in derselben Weise die Buchstaben auf der rechten Seite. Man erhält: „Die Natur ist unsere Mutter."

Trennungs-Räthsel.

In meines Mädchens Herzen
Herrsch' ich an Königs Statt,
Weil mit mir d'rin die Liebe
Ein Wort gefeiert hat. —
Doch trennt ihr nun dasselbe,
Erfahrt ihr gleich sodann,
Was mir's im Schelmenantlitz
Der Liebsten angethan. —
Und weiht man unser Bündniß
Demnächst an heil'gem Ort,
Ist's wiederum zu schauen
Getrennt, vereinigt dort.

Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösung des Homogramms in Nr. 40:



	O			I	
O	S	T	E	R	N
	T	E	L	L	
	E	L	B	A	
I	R	L	A	N	D
	N			D	

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.